

Kapitel 35

Der Russe kommt

Das Tagesprogramm bei der Bundeswehr war nie langweilig. Es war immer wieder interessant festzustellen, wie viel Phantasie der Mensch doch entwickeln kann, um andere Exemplare seiner Gattung fix und fertig zu machen. Angefangen vom Laufschrift zum Frühstücksraum, über ständiges Umziehen der Klamotten bis hin zur täglichen Grundausbildung.

Eines der wenigen Dinge, die Spaß bereiteten, war das Schießen mit scharfer Munition auf der Standortschießanlage. Hier war der einzige Ort, an dem die in ihrem zivilen Leben wahrscheinlich gescheiterten Unteroffiziere nicht ihren sadistischen Trieben erlagen. Hier wurde niemand angebrüllt oder fertiggemacht. Die Vorgesetzten erklärten in Ruhe und verständnisvoll die Abläufe. Beim Schießen hörte ich sogar manchmal so etwas wie „Der Nächste, bitte“. Mir war natürlich klar, warum: Hier besaßen übermüdete, frustrierte, erschöpfte, junge Männer eine Pistole, ein Gewehr oder Maschinengewehr mit scharfer Munition. Keiner der teilweise ziemlich dämlichen Vorgesetzten hatte ein ernsthaftes Interesse daran, dass sich das Ventil eines seit Wochen drangsalierten Soldaten ausgerechnet auf der Standortschießanlage entlädt.

Diese Situation genoss ich. Außerdem machte das Schießen echt Laune. Wann sonst im Leben kannst du als Nicht-Amerikaner mal eben mit einem MG aus dreihundert Metern einen Pappsoldaten durchlöchern oder eine Handgranate durch die Gegend werfen? Den unterdrückten Sadismus der Ausbilder bekamen wir dann aber doppelt und dreifach bei den ab und zu stattfindenden mehrtägigen Übungen zu spüren.

Das schlimmste Manöver, an das ich mich erinnern kann, war eine unangekündete Zweiundsiebzig-Stunden-Übung. Gegen 3 Uhr nachts

wurden wir „angegriffen“. Zumindest hatten sich das die Verantwortlichen unserer Kompanie so ausgedacht. 1993 war der Kalte Krieg längst beendet, die Sowjetunion zerfallen und der frühere Feind nicht mehr da. Meine älteren Brüder hatten mir erzählt, dass zu ihrer Bundeswehrzeit stets die Russen angriffen. Zusammen mit der Nationalen Volksarmee der DDR. Nun hatte man sich einen neuen Feind ausgesucht. Wir wurden von jugoslawischen Truppen überfallen. Auf dem Balkan war längst ein Flächenbrand entstanden, und somit sollte dieses Szenario wahrscheinlich einen realistischen Bezug zum Tagesgeschehen herstellen. Ich hatte mich trotz aller Hektik gefragt, wie denn die relativ kleine serbische Söldnertruppe so einfach durch Österreich, Ungarn, Bayern und Hessen marschieren konnte, ohne aufgehalten zu werden, und warum diese nun ausgerechnet die Westfalenkaserne in Ahlen angreifen musste. Und vor allem: warum, verdammt noch mal, um 3 Uhr nachts?

Zur akustischen Untermalung wurden einige Übungshandgranaten, „DM 12er“, im und um das Gebäude herum gezündet. Ein riesiges Theater auf der Etage. Mit aufgerissenen Augen und hochrotem Kopf schrien Unteroffiziere völlig verschreckte und übermüdete Rekruten aus den Betten. Fünf Minuten, um den großen Rucksack zu packen und das Gewehr aus der Waffenkammer zu holen. Dreihundert Sekunden später standen ungefähr fünfundzwanzig Kilogramm Gepäck zusammen mit mir auf dem Flur. Nun war in meinen Augen der richtige Moment, um noch mal auf meinen Fünf-Kilo-Schein zurückzukommen. Ich kannte mittlerweile meine Rechte und wusste, dass ich mehr als fünf Kilogramm Gewicht verweigern konnte. Man durfte mich nicht dazu zwingen. Ich hatte schon von anderen Fällen gehört, in denen dann der Rucksack auf ein Begleitfahrzeug geladen und in das Gelände gefahren wurde. Warum sollte ich mir denn unnötig Stress machen? Ich war zwar nur auf der untersten Stufe der Hierarchie, aber meinen Verstand konnte ich trotzdem einsetzen.

Wir sollten gerade das Gepäck schultern, als ich meinen Ausbilder, Feldwebel Berning, darauf ansprach. In einem für mich in dem Mo-

ment unerwartet ruhigen Ton antwortete er: „So, so. Fünf-Kilo-Schein. Kein Problem.“ Er rief die anderen sechs Mann aus meiner Stube zusammen und befahl, dass in den kommenden drei sehr harten und anstrengenden Tagen meine Mitbewohner abwechselnd mein Gepäck tragen sollten. Die zwölf Augen, die mich nun ansahen, drückten alle das Gleiche aus. Es war ein Blick wie der von Ivan Drago in „Rocky IV“ vor dem Kampf gegen Apollo Creed, den er anschließend im Ring zu Tode boxte. Ich schulterte meinen Rucksack, sah in die triumphierende Grimasse des Feldwebels und nuschelte: „Wird schon irgendwie gehen.“

Die folgenden zweiundsiebzig Stunden waren die größten Strapazen und Anstrengungen, die ich bis zum damaligen Zeitpunkt meines Lebens über mich ergehen lassen musste. Erst das Trainingslager mit Vito Pasquariello zum Saisonauftakt 2008/2009 sollte ungefähr wieder ein solches Niveau erreichen. Wir mussten marschieren, rennen, kriechen, Kampfstände graben, Schießmulden ausheben, in Deckung springen, imaginäre Feinde bekämpfen, Rückzug antreten und Lager errichten. Ab und zu eine viel zu kurze Pause und eine lauwarmer Mahlzeit pro Tag. Nach vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf errichteten wir irgendwo im Wald einen Unterstand für die Nacht. Wir bauten unsere Zelte auf und hatten zweieinhalb Stunden Zeit zum Schlafen. Mit einem gut gelaunten Grinsen teilte mir Feldwebel Berning mit, dass ich die ersten fünfundvierzig Minuten Wache schieben durfte.

Nur Minuten später schlief alles um mich herum, und ich stand total erschöpft in einem rauschähnlichen Zustand am Lagerfeuer und hielt Wache. Dabei sah ich in der Dunkelheit eine bunte Mischung von nicht vorhandenen Phantasiewesen, jugoslawischen Söldnertruppen, und hörte Geräusche, die mich fast in den Wahnsinn trieben. Ich rief immer wieder: „Wer da? Leute, da ist jemand!“, aber es interessierte keinen mehr. Alles schlief, einer wachte. Wahrscheinlich schlich nur ein irritiertes Reh durch den Wald und wunderte sich über das Feuer und die vielen Zelte und Schnarchgeräusche.

Nach fünfundvierzig quälenden Minuten und schlafmangelbedingten Wahnvorstellungen wurde ich endlich abgelöst. Gerade einmal neunzig Minuten blieben mir zur Erholung. Ich legte mich in voller Montur und mit dem Gewehr ins Zelt und schlief nach wenigen Atemzügen ein.

Als meine Ohren dem Rest meines Körpers aufgrund der Weckversuche des unfreundlichen Feldwebels mitteilten, dass er nach nur eineinhalb Stunden den Ruhezustand beenden sollte, entschied dieser sich zu streiken. Meine Bemühungen aufzustehen quittierte mir mein Korpus mit einem Krampf in der Schulter. Ich hatte die ganze Zeit auf dem Gewehr gelegen.

Neben dem Krampf gab es weitere Probleme. Ich schlief in meinen eng geschnürten Stiefeln und spürte nun, beim Aufwachen, meine Füße kaum noch. Die anderen aus meiner Stube halfen mir hoch. Sie waren schon munterer als ich und wohl einige Minuten länger auf. Sie hatten sich alle schon gewaschen und rasiert. Mit einer einzigen Schüssel voll Wasser. Die stand jetzt schmutzig und mit gebrauchtem Rasierschaum vermengt in der Mitte unserer Zelte. Feldwebel Berning raunzte mich an. Ich solle mich gefälligst waschen und rasieren. Und das Ganze mit freiem Oberkörper, damit es auch schön gründlich würde. Mir war auch so schon saukalt. Es war 5.30 Uhr und die Temperatur betrug minus ein Grad Celsius. Ich konnte mir eine Menge vorstellen. Zum Beispiel, wie man den Pappkameraden auf dem Schießplatz durch den Feldwebel ersetzt und ich einige Magazine aus dem MG in ihn investierte. Eine schöne, warme Badewanne mit anschließendem ausgiebigen Frühstück oder eines von diesen Fünf-Sterne-Hotelbetten und zwei fünfundzwanzigjährige Nymphomaninnen nach erfolglosem Entzug ihres Lasters nackt unter der Daunendecke. Ja. Das konnte ich mir vorstellen.

Mit freiem Oberkörper bei minus ein Grad und vor allem mit dieser Plörre waschen und rasieren. Nein. Das bekam ich nicht in meine Gehirnwindungen. Feldwebel Berning erkannte seine Chance, mich

scheitern zu sehen. Er setzte mir eine letzte Frist von fünf Minuten und schrie mir schon die strafrechtlichen Konsequenzen einer Befehlsverweigerung entgegen. Er drehte sich um und ging zu seinem Gepäck. Als ich mit geballten Fäusten hinter ihm her wollte und meine Wut das Kommando über meinen Verstand übernahm, hielten mich drei Kameraden fest, um mich vor meinen deutlich erkennbaren Absichten zu bewahren. Einige Sekunden wehrte ich mich und versuchte mich loszureißen. Das brachte wahrscheinlich meinen Kreislauf in Schwung und verrückterweise auch die Wärme in meinen Körper. Die Krämpfe verschwanden, die Füße begannen wieder zu leben und der Verstand kehrte zurück. Kurze Zeit später signalisierte der normale Gesichtsausdruck meinen Mitstreitern, dass sie mich nun wieder loslassen konnten. Ich zog mein Oberteil aus, nahm die Schüssel, wusch und rasierte mich. Ich nahm mir vor, mich in den nächsten Monaten nicht noch einmal so sehr provozieren lassen. Leider gelang das nicht immer.



Der glückliche junge Mann, erste Reihe, vierter von links, das bin ich.